



Leseprobe

Micaela Jary

Das Haus am Alsterufer Roman -

»Downton Abbey' in Hamburg – klasse!«
Bild Woche

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 576

Erscheinungstermin: 21. Juli 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

MICAELA JARY
Das Haus am Alsterufer



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Der seit langem verwitwete Reeder Victor Dornhain lebt mit seiner Mutter und seinen erwachsenen Töchtern in einer Villa an der Außenalster in Hamburg. Ellinor, die Älteste, wird als seine Nachfolgerin erzogen und interessiert sich mehr für Betriebswirtschaft und Frauenrechte als für eine günstige Ehe. Helene, genannt Nele, ist die Künstlerin in der Familie, sie studiert Malerei und Grafik an der Damenakademie in München. Lavinia, die Jüngste, beschäftigt sich dagegen am liebsten nur mit schönen Kleidern und ihrem Vergnügen. Alle Familienmitglieder führen ein sorgenloses Leben – bis sich Lavinia die Heirat mit einem nicht standesgemäßen Mann in den Kopf setzt und einen Skandal provoziert, für den sie die Hilfe der geschwätzigen Zofe Meta benötigt. Die Folgen dieser Mesalliance drohen die Leben mehrerer Menschen zu zerstören und reichen bis weit in den Ersten Weltkrieg hinein. Und da ist noch das Dienstmädchen Klara, die illegitime Tochter Victor Dornhains, deren Geheimnis für ihn schließlich zu einer ebenso schweren Belastung wird wie der Untergang des deutschen Kaiserreichs.

Informationen zu weiteren Titeln der Autorin
finden Sie am Ende des Buches.

Micaela Jary

Das Haus
am Alsterufer

Roman

GOLDMANN

Quellenhinweise:

Das Zitat von Else Lasker-Schüler stammt aus:

Else Lasker-Schüler: Sämtliche Gedichte

© 1998 Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main.

Das Zitat von Ricarda Huch stammt aus:

Ricarda Huch. Gesammelte Werke. Bd. 5. Hrsg. von Wilhelm Emrich

© 1971 Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

9. Auflage

Taschenbuchausgabe August 2014

Copyright © 2014 by Wilhelm GoldmannVerlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Gestaltung des Umschlags und der Umschlaginnenseiten:

UNO Werbeagentur München

Umschlagfoto: © imagebroker / Alamy; Mohamad Itani /

Trevillion Images

Redaktion: Marion Voigt

BH · Herstellung: Str.

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48028-9

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



*Wir sind uns alle einig darin, dass,
abgesehen von dem scheußlichen Klima, welches wir haben,
Hamburg eine der schönsten Städte der Welt ist.
Diese Schönheit verdankt Hamburg fast
ausschließlich der Alster.
Wenn wir nun einen solchen Edelstein ... haben,
dann sollten wir dort auch die Fassung dieses Edelsteins
so gestalten, dass die Schönheit desselben ...
hervorgehoben wird.*

Johann Berenberg-Gossler, Bankier,
in einer Rede vor der Hamburger Bürgerschaft 1906

ERSTER TEIL

1911–1912

*Wir spielten mit dem glücklichsten Glück,
Mit den Früchten des Paradiesmai,
Und im wilden Gold Deines wirren Haars
Sang meine tiefe Sehnsucht*

Aus: »Orgie« von Else Lasker-Schüler

Fräulein
Helene Dornhain
Türkenstraße 106
München

Hamburg, den 7. September 1911
Mitternacht

Meine liebste Schwester,
wenn Großmutter wüsste, dass ich noch immer nicht schlafte, wäre sie sehr ärgerlich. Ich bin aber noch viel zu aufgeregt und bekomme kein Auge zu. Heute ist so viel geschehen. Ich müsste bis zur Morgendämmerung schreiben, um Dir alles zu erzählen. Deshalb beschränke ich mich auf das Wichtigste.

Ich habe meinen Bekanntenkreis erweitert. Demnächst werde ich mich verloben. Mein künftiger Gemahl hat zwar noch nicht um meine Hand angehalten, aber ich weiß ganz genau, dass ich diesen Mann heiraten werde. Du hast bestimmt noch nie einen attraktiveren Herrn gesehen.

Es ist mir einerlei, dass ich als Jüngste eigentlich warten sollte, bis Ellinor und Du verheiratet seid. Ich kann nicht warten! Keinen Tag, keine Stunde. Außerdem ist nicht abzusehen, wann sich an dieser Situation etwas ändern würde. Unsere älteste Schwester scheint sich nicht für die Ehe zu interessieren, und Du willst ja erst Deine Studien abschließen. Ich weiß, dass gerade Du die Letzte bist, die meinem Glück im Wege stehen würde. Und deshalb vertraue ich auf Deine Unterstützung, liebste Nele!

Großmutter und Vater wünschen sich vermutlich eine andere Partie für mich, aber ich denke nicht daran, mich ih-

rem Willen zu beugen. Der Meine mag zwar kein geborener Hamburger und nicht standesgemäß sein, aber er hat immerhin an der Fertigstellung des Elbtunnels mitgewirkt, und das war bekanntlich das bedeutsamste Projekt der Stadt in den letzten Jahren. Außerdem sieht er so gut aus und ist so charmant, dass selbst der alte Drachen von ihm angetan sein wird. Wahrscheinlich verdient er auch nicht so viel wie ein Kandidat aus unseren Kreisen, aber das spielt für mich keine Rolle – wofür bekomme ich eine Mitgift, wenn nicht zur Finanzierung meines Glücks?

Es war Schicksal, dass ich unseren Vater heute zur offiziellen Eröffnung des Elbtunnels begleiten sollte. Anfangs betrachtete ich es als lästige Pflicht, denn die Reden über das Jahrhundertbauwerk und so weiter langweilen mich. Natürlich verstehe ich nichts von der Sache, und es interessiert mich eigentlich auch nicht, ob eine Röhre unter der Elbe hindurchführt. Aber ganz Hamburg spricht darüber, sogar die Damen, stell Dir vor! Das liegt wohl daran, dass der Kaiser anlässlich des Durchstoßes kam und auch zur Eröffnung angereist ist. Nun, Wilhelm II. kommt dreimal im Jahr in die Hansestadt, so dass ich die Aufregung diesmal nicht ganz verstehe. Wenn Seine Majestät zum Galopp-Derby kommt oder auf Durchreise zur Kieler Woche hier haltmacht, ist das ein gesellschaftlicher Anlass, aber der Tunnelbau unter dem Hafen?

Ach, ich werde darüber wohl künftig anders denken müssen, da mein Auserwählter, wie gesagt, am Bau beteiligt war. Wir wurden einander am Rande der offiziellen Einweihung vorgestellt, und ich bedauere, dass ich nicht schon früher ein wenig Begeisterung für den Tunnel gezeigt habe – wahrscheinlich wäre ich ihm dann bereits vorher begegnet. Aber ich hatte ja keinen Anlass, mich den vielen Menschen anzuschließen, die bei den probeweisen Eröffnungen zum Tunnel gingen.

Ich möchte mir diesen gut aussehenden Mann keinesfalls von einer anderen vor der Nase wegschnappen lassen, deshalb sollte unsere Verbindung so bald wie möglich offiziell besiegelt werden. Und ich bitte Dich, schnell nach Hause zu kommen. Ich weiß, dass ich mich auf Dich verlassen kann! Du wirst Großmutter und Vater sagen, was richtig für mich ist, und Ellinor vertraut Deinem Urteil ebenso. Falls ich in der Zwischenzeit Vaters Segen erhalten sollte, wäre es ebenfalls sinnvoll, dass Du beizeiten eintriffst, da ich Dich bei meiner Hochzeit als Brautjungfer an meiner Seite wissen möchte. Komm bitte bald!

Fühle Dich umarmt und geliebt von Deiner

Livi

PS: Ich werde meinem Gatten von Anfang an beibringen, mich mit dem Kosenamen zu nennen, den Du für mich als Kind erfunden hast. Mein Taufname Lavinia klingt so furchtbar steif.

HAMBURG

1

Staunend blickte Klara Tießen zu dem von Weiden beschatteten Ufer. Die ausladenden Äste neigten sich tief über die von der Brise leicht gekräuselte Wasseroberfläche. Dahinter erstreckten sich sanft ansteigende smaragdgrüne Rasenflächen zu prachtvollen weißen Landhäusern, deren Fassaden im Sonnenlicht glänzten, als würden sie jeden Morgen frisch gewaschen. Es waren die nobelsten Villen, die Klara je gesehen hatte. Sie wusste zwar vom Hörensagen, was sie in Hamburg erwartete, doch auf die Magie der Alster war sie nicht vorbereitet gewesen, und niemand hatte ihr vom Zauber der idyllischen Gartenanlagen erzählt. Um diese herbstliche Jahreszeit leuchteten die Blätter der Eichenalleen, der Kastanienbäume und Linden in allen Gelb- und Rottönen, als wären sie mit Farbe übergossen worden. Ruhe und Harmonie hingen über der Landschaft, die weit entfernt schien von der Betriebsamkeit des berühmten Hafens. Auf einer Weide nahe der Mündung des Alsterlaufs in die Außenalster sah Klara sogar Kühe grasen. Doch die Automobile, die über die Holzbrücke daneben ratterten, veränderten das Bild. Es bestand kein Irrtum und noch weniger Grund zur Wehmut – sie war in der großen, reichen Stadt angekommen.

Klara stand an der Reling eines Alsterdampfers, eines der weißen Schraubendampfer, mit denen ein regelmäßiger Linienbetrieb über die Wasserwege zwischen Jungfernstieg und Eppendorfer Mühle unterhalten wurde. Im *Baedeker's* hieß es, dass die Fahrt so praktisch sei wie die mit der Elektrischen, aber Klara

fand es viel schöner, sich hier den Wind um die Nase wehen zu lassen, statt den kitzelnden Straßenstaub einzusatmen. Sie genoss den kühlen, schweren Duft des ausklingenden Sommers und hörte, wie die Schiffsglocke die baldige Ankunft an der Anlegestelle Alte Rabenstraße verkündete.

Sie war bereits an ihrem Ziel vorbeigefahren, um die gesamte Rundfahrt zu erleben, was zehn Pfennige extra kostete. Den Fährdamm Harvestehude hatte sie ein weiteres Mal hinter sich gelassen, so dass sie sich eigentlich schon auf der zweiten Tour befand. Am liebsten hätte sie diesen wundervollen See, der das Gesicht der Stadt in einer Weise zum Strahlen brachte wie die funkelnden Augen das Antlitz einer schönen Frau, ein drittes Mal umrundet. Das wäre jedoch Luxus gewesen – und ihr Erspartes wollte sie lieber für den Notfall beisammenhalten.

Gerade sechzehn Jahre alt, besaß Klara nur wenig außer dem Vertrauen in die Göttin Fortuna, die wohlmeinend die Geschichte ihrer Heimat Glückstadt lenkte. Sie hatte versprochen heimzukehren, falls ihr Anliegen erfolglos bliebe, und musste deshalb sparsam mit dem Reisegeld umgehen. Doch das Flair der großen Stadt hatte Klara bereits gefangen genommen. Längst war sie entschlossen, dass sie hier Fuß fassen würde. Nichts konnte sie mehr von ihrem Vorhaben abbringen, denn außer der Karriere als Schankmädchen in einem Hafenlokal und der entbehrungsreichen Ehe mit einem Seemann besaß sie als illegitimes Kind unbekannter Eltern in Glückstadt kaum eine Zukunft.

Dem Rat ihrer Ziehmutter folgend, hatte Klara ihr Zuhause verlassen, um nach Hamburg zu gehen und Arbeit bei einem Mann zu suchen, von dem sie nicht mehr wusste, als dass er wohlhabend und Reeder war. Ein Empfehlungsschreiben an Herrn Victor Dornhain befand sich sorgsam verwahrt in ihrem Beutel. Aber die Patin hatte sie vorsorglich darauf hingewiesen, dass der Mann möglicherweise kein wirklicher Herr war und

sie deshalb wieder fortschicken könnte. Diesen Fall zog Klara vorerst jedoch nicht in Betracht – alles zu seiner Zeit, war ihre Devise.

An der Anlegestelle Rabenstraße ragte ein hölzerner Steg in den See, stabil genug für mehrere Gaslaternen. Um diese Nachmittagszeit jedoch war Schatten wichtiger als Licht: Die Damen hatten ihre Sonnenschirme aufgespannt oder schützten ihre Haut mittels riesengroßer Hüte, die Klara an Wagenräder erinnerten. Eine Gruppe Kinder wartete, begleitet von der Gouvernante, auf die Ankunft des Bootes, die Mädchen und Jungen trugen Matrosenanzüge und waren so sauber und adrett, wie Klara nie zuvor Kinder dieses Alters gesehen hatte. Auf den weiß lackierten Bänken am Rande des Kais saßen einige Herren ins Gespräch vertieft, in Geschäftsanzügen und mit runden Filzhüten auf dem Kopf; als die Schiffsglocke ertönte, erhoben sie sich, um in geordneter Reihe dem Verkehrsmittel entgegenzugehen.

»Na, *mien Deern*, willst du nicht noch an Bord bleiben?«, erkundigte sich der Bootsmann, als Klara schweren Herzens den Weg an Land antrat.

Sie schüttelte den Kopf so heftig, dass die Bänder ihres Strohhutes durch die Luft flogen. »Ein andermal vielleicht, aber jetzt muss ich gehen.« Sie bemühte sich um ein gepflegtes Hochdeutsch und verfiel nicht in das Plattdeutsch des Schiffers, dessen sie durchaus mächtig war.

»*Denn man too*«, erwiderte er und half ihr beim Aussteigen. Er rief ihr noch ein »*Tschüss*« hinterher, doch Klara hörte kaum hin.

Aus der Nähe sahen die Häuser am Harvestehuder Weg noch imposanter aus als von Klaras Beobachtungsposten an der Reling des Alsterdampfers. Was hieß hier eigentlich Haus? Es waren Paläste, fand das junge Mädchen, Gebäude wie Schlösser. Nicht, dass Klara sonderlich viel Ahnung von Architektur besaß. Aber sie konnte durchaus das Ausgefallene vom Schlichten unterschei-

den und Schönheit erkennen, auch wenn diese nur aus Mauern und Fensterglas bestand.

Auf der dem Ufer gegenüberliegenden Straßenseite reihten sich Bauwerke mit Zinnen und Türmen aneinander, Erker nahmen den Putzbauten die Strenge, Terrassen wurden von Säulen getragen, feinstes Stuckhandwerk verzierte Landhäuser und Villen. Die weiß gekalkten Gebäude standen zurückgesetzt von der ungepflasterten, staubigen Landstraße, die offensichtlich vor allem von Spaziergängern und für Ausritte genutzt wurde. Gepflegte Gärten reihten sich hinter der Eichenallee Hecke an Hecke, zur Außenalster hin setzten sich diese Privatparks fort. Veranden, Pavillons und Sitzplätze luden die Hausherrn und deren Gäste zum Verweilen ein, und Klara dachte unwillkürlich an die Worte ihrer Ziehmutter, die sie auf die Hinwendung der Hamburger auf alles Englische aufmerksam gemacht hatte und darauf, dass zu einer bestimmten Nachmittagsstunde der Tee genommen wurde. Nicht getrunken, wie unter Klara und ihresgleichen. Die feinen Leute *nahmen* ihren Tee.

Das Haus Nummer zwölf war in einem ähnlichen Stil erbaut wie die Nachbarvillen. Der Unterschied bestand hauptsächlich darin, dass der üblicherweise im Erdgeschoss befindliche Erker das erste Stockwerk zierte und turmähnlich bis über den Dachstuhl ragte. Davor befand sich eine von Säulen getragene Terrasse. Eine Freitreppe führte vom Hochparterre in den Garten. Obwohl es in Glückstadt einige ansehnliche Adelshöfe gab, erschien Klara der Wohnsitz von Victor Dornhain weitaus prächtiger als diese. Das Gebäude erinnerte sie an die Schlösser in Preußen, die Klara bisher nur von Fotografien kannte.

Eine schmale Seitenstraße führte am Garten entlang zu dem benachbarten Stallgebäude und anderen, in zweiter Reihe liegenden Wohnhäusern. Es ging leicht bergan, und Klara fragte sich, ob sie deshalb nach Luft schnappte. Tatsächlich lag ihre Atemlo-

sigkeit wohl eher an der Aufregung, die sie erfasste und verwirrte, aber gleichsam vorantrieb.

Ihre Schritte führten sie unter ein Mauerdach und vor die zweiflügelige Haustür an der Rückseite des Hauses. Klara stellte ihren Koffer neben sich ab, strich sich den dunklen Rock glatt und die rotgoldenen Locken hinter die Ohren. Ihre Finger fühlten sich feucht an, als sie den Sitz ihres Strohhutes prüfte ...

In diesem Moment wurde geöffnet – und sie sah sich dem überraschten Gesichtsausdruck einer älteren Dame gegenüber.

Die Frau war hochgewachsen und von schlanker Statur. Ihre Haltung ähnelte der einer aufrechten Marmorskulptur. Ihr blaues Gesicht unter dem Hut war schmal und von Falten durchzogen, sie war jedoch unverkennbar in ihrer Jugend eine Schönheit gewesen. Sie trug ein dunkelblaues Kostüm, besetzt mit cremefarbener Spitze; die einzige Extravaganz ihrer Garderobe schienen die cremeweißen und blauen Federn auf ihrer Kopfbedeckung zu sein. Kaum jemals hatte Klara eine so schlicht gekleidete Frau gesehen, die eine derart natürliche Eleganz ausstrahlte – und ihr gehörigen Respekt einflößte.

Unwillkürlich wich Klara einen Schritt zurück.

»Wir kaufen nichts, und wir spenden auch nichts für Lungenkranke, bedürftige Kinder, Wandervögel und alle anderen«, erklärte die Dame mit einer tiefen, fast rauchigen Stimme.

»Oh, das ist ein Missverständnis«, beeilte sich Klara aufzuklären. Sie knickte höflich und fuhr, sich zur Ruhe mahnend, fort: »Ich komme nicht, um Geld zu sammeln. Ich will mich als Hausmädchen bei Herrn Dornhain vorstellen, wenn's recht ist. Ich habe auch ein Empfehlungsschreiben.«

»Schickt dich Bruno Sievers?«

»Wer?« Da sie sich an das Verbot der Ziehmutter gehalten hatte, die um den Brief an Herrn Dornhain ein ziemliches Geheimnis machte, wusste sie nichts über einen Bruno Sievers.

»Den Gesindemakler kennst du anscheinend nicht«, resümierte die alte Dame. »Dann wüsste ich nicht, wieso du dich hier um eine Anstellung bewirbst. Geh von der Tür weg, Mädchen, hier bist du an der falschen Adresse.«

Entschlossen griff Klara in ihre Umhängetasche und zog den Brief an »Herrn Victor Dornhain« heraus. Dabei zerdrückte sie den sorgsam aufbewahrten Umschlag. Zerknittertes Papier machte gewiss keinen guten Eindruck, aber das war nun unabänderlich.

»Hier, gnädige Frau, das Empfehlungsschreiben! Es ist an Herrn Dornhain persönlich gerichtet und von ... von ...«, sie schluckte die aufsteigende Panik hinunter, »von Hermine Siedentop aus Glückstadt.«

Es schien eine Ewigkeit zu verstreichen, bis die Dame einlenkte: »Gut. Ich werde das Schreiben meinem Sohn übergeben – und dann sehen wir weiter. Glücklicherweise ist er zugegen. Du wirst also nicht lange auf Antwort warten müssen.«

»Danke, gnädige Frau«, stieß Klara erleichtert aus.

»Im Übrigen ist dies der Haupteingang. Für Dienstboten und Lieferanten geht es da lang«, der ausgestreckte Finger in einem cremeweißen Spitzenhandschuh wies auf eine schmale Seitentür ein paar Meter weiter. »Man wird dich rufen oder abweisen. Wie heißt du?«

»Mein Name ist Klara Tießen.«

»Soso...«, die für eine alte Frau ungewöhnlich volltönende Stimme wurde leiser, fast brüchig, bis sie nach der kurzen Bemerkung verklang.

Die Mutter des Hausherrn nahm endlich den Brief an sich. Ohne weiteren Kommentar schlug sie die Tür vor Klara zu.

MÜNCHEN

2

»Ich fahre morgen nach Hamburg«, verkündete Nele leise und in der Hoffnung, ihre Freundin werde diese Überraschung widerspruchslos akzeptieren.

Doch Zofia Rogowska zuckte wie vom Donner gerührt zusammen.

»Was?!« Die von einem slawischen Akzent gezeichnete Stimme überschlug sich, als Zofia – ohne eine Antwort abzuwarten – ausrief: »Du kannst nicht nach Hamburg fahren! Das geht nicht! Das kannst du nicht machen! Wir sind mitten in den Vorbereitungen für die nächste Ausstellung. Du kannst nicht alle im Stich lassen!«

Die junge Polin hatte so laut und lebhaft gestikulierend gesprochen, dass sich unweigerlich alle Köpfe in Hörweite zu ihr drehten – und das waren viele im großen Saal des Palastcafés.

Eine bunte Mischung an Gästen genoss das Flair im Café Luitpold, das nach dem Prinzregenten benannt war. In das prachtvolle Gebäude mit seinen zwanzig Sälen zog es Vertreter der in der königlichen Haupt- und Residenzstadt ansässigen internationalen Künstlergemeinde ebenso wie die Stützen der Gesellschaft, höhere Beamte und ihre bürgerlichen Damen, Töchter aus adeligen Familien und Dichter, die bei einer Tasse Kaffee – mehr konnten sie sich nicht leisten – romantische Oden über unerreichbare Weibspersonen schrieben, wenn sie denn nicht satirische Schriften verfassten. Der Spieleidenschaft konnte im Billardsaal gefrönt werden, exquisite Speisen wurden im Weinrestaurant gereicht, und ein Stehgeiger nebst kleinem Orchester lockte zum Tanz, doch der besondere Anziehungspunkt war für die Einheimischen wie für Besucher der Hauptsaal. Die bis zu neun Meter hohe, mit Fresken und Stuckarbeiten verzierte, kuppelartige Decke wurde von

achtzig Marmorsäulen und Pilastern getragen, die runden Kaffeehaustische mit üblicherweise je drei oder vier Stühlen boten Platz für zweitausend Personen, und der Gang durch das Mittelschiff dieser Kathedrale des Mokka-Genusses kam mindestens dem öffentlichen Flanieren im Hofgarten gleich.

Dass Zofia es schaffte, in dieser Umgebung Aufsehen zu erregen, war Nele peinlich. Zwar hatte sie nichts dagegen, durch ihre äußere Erscheinung oder ihre Werke aufzufallen, laute Töne waren ihre Sache jedoch nicht. Da war sie ganz Hamburgerin geblieben, obwohl sie bereits seit eineinhalb Jahren zu Studienzwecken in Schwabing wohnte.

Als mittlere Tochter des Reeders Victor Dornhain im Landhaus des Vaters an der Alster geboren und in St. Johannis auf den Namen Helene getauft, war Nele zu Bescheidenheit und Zurückhaltung erzogen worden. Obwohl sich der bürgerliche Alltag in Hamburg üblicherweise durch wenig Kunstsinnigkeit auszeichnete, konnte sich Nele glücklich schätzen, in ihrer Mutter eine musische Person zu haben, die einen hervorragenden Blick für Malerei besaß. Zwar war die Mutter früh verstorben, aber glücklicherweise entschied die Großmutter in überraschender Milde, dass weder die Sammlung ihrer Schwiegertochter verkauft noch Neles Zeichentalent unterbunden werden sollte. Als einige Arbeiten aus dem Lehr- und Versuchs-Atelier für angewandte und freie Kunst vor vier Jahren in Hamburg ausgestellt wurden, begann ein Plan in Nele zu reifen, der sogar Charlotte Dornhain überzeugte. Um die Zeit bis zu ihrer Verheiratung sinnvoll auszufüllen, wurde sie zum Studium der Malerei und Grafik an die Debschitz-Schule nach München geschickt.

»Zu unserer Zeit lernten die jungen Mädchen Weben und Sticken«, pflegte die alte Dame sich vor ihren konservativen Freundinnen zu rechtfertigen, »heute zeichnen und malen sie eben, bis ein junger Mann auf der Bildfläche erscheint und sie von der

Kunst wegholt. Die Beschäftigung an sich macht keinen Unterschied zu früher. Im Ergebnis ist es auf jeden Fall eine hübsche Handarbeit.«

Nele war es leid, Sätzen wie diesen zu widersprechen. Anfangs hatte sie es noch versucht, aber rasch eingesehen, dass ihre Großmutter niemals verstehen würde, welchen Platz die Kunst in ihrem Leben einnahm. Sie war nicht nur Liebhaberei, sondern Leidenschaft. Nicht Steckenpferd, sondern Berufung. In ihrer Heimat stieß sie mit solchen Ansichten auf wenig Verständnis. Umso angenehmer war es, dass Malweiber ganz selbstverständlich zum Stadtbild von München gehörten, obwohl es Frauen verboten war, an der staatlichen Akademie zu studieren; die privaten Lehranstalten schossen wie Pilze aus dem Boden und boten vielfältige Möglichkeiten, ein Handwerk zu erlernen, das nicht nur aus Talent bestand.

Die Großzügigkeit der Münchner Gesellschaft hatte dazu geführt, dass sich Nele dem Stil ihrer neuen Künstler-Freunde anpasste. Die hüftlangen, blonden Engelslocken hatte sie zu einem Kurzhaarschnitt gestutzt, ihre vornehme Blässe war während des Sommerunterrichts am Ammersee einer leichten Sonnenbräune gewichen. Sie trug einen dunkelblauen Hosenrock und eine Matrosenbluse mit blauen Bändern – eine überaus modische Garderobe, die sie besser in ihrem Schrank in München zurückließ, wenn sie für die Heimreise packte. Im Gegenzug erschien es ratsam, für den Besuch an der Alster das Korsett herauszusuchen, das sie während des Aufenthalts an der Isar in eine Kommode verbannt hatte.

Nele wartete, bis sich die Neugier der Gäste an den Nebentischen legte oder die Leute es zumindest leid waren, ihre Aufmerksamkeit an Zofia und sie zu verschwenden. »Ich fahre zur Hochzeit meiner kleinen Schwester nach Hamburg«, erklärte sie schließlich.

»Oh, wie schön!« Zofias Stimmlage ließ alle Feinheiten der Theatralik zu – sie reichte von Erschrecken über Sentimentalität bis zu unbändiger Begeisterung. »Warum hast du nicht früher davon erzählt? Wann heiratet sie? Wird es ein großes Fest?«

»Ich weiß es nicht. Bisher ist Livi offenbar nur heimlich verlobt ...«

Grenzenlose Verwunderung gehörte ebenfalls zu Zofias Repertoire: »Wie bitte? Es gibt gar kein Datum für die Hochzeit? Jesus, Maria, warum willst du denn dann schon morgen nach Hamburg reisen?« In reinster Verzweiflung rief sie nicht nur himmlische Mächte zu Hilfe, sondern schlug auch noch die Hände über ihrem hübschen Kopf zusammen.

»Nun ja ...«, Nele seufzte, weil sich Lavinias Zukunftspläne selbst mit den fortschrittlichsten Ansichten nicht so ohne Weiteres verstehen ließen. Dann begann sie, ihrer Freundin mit gesenkter Stimme zu erzählen: »Vor einigen Wochen erhielt ich einen Brief, in dem mir Livi schwärmerisch von einem Mann erzählte, den sie an einer Baustelle getroffen habe ...«

»An einer Baustelle?«, unterbrach Zofia verblüfft. »Was ist er? Ein Arbeiter?«

»Das steht zu befürchten. Anfangs hielt ich diese Schwärmerie nur für überspannt. Deshalb schrieb ich Livi zurück, dass ich nicht so einfach nach Hamburg fahren könne. Gestern nun erhielt ich eine Nachricht meiner älteren Schwester Ellinor, die mich bittet, dringend nach Hause zu kommen. Wenn die von einer ernstesten Angelegenheit spricht, *ist* es eine ernste Angelegenheit.«

»Es gibt keinen Grund, einen Arbeiter ...«, hob Zofia an.

Nele fiel ihr unwirsch ins Wort: »Nicht, wenn er ein Ehrenmann ist. Andernfalls steht uns ein Skandal bevor, der der Gesundheit meiner Großmutter nicht zuträglich ist. Und wie mein Vater diese Affäre verkraftet, möchte ich auch lieber aus erster Hand erfahren.«

»Deine Leute verstehen nichts von der Revolution. Aber ich dachte, du hättest begriffen, dass das einfache Volk nicht minderwertig ist und ...«

»Es spielt keine Rolle, wie ich die Sache sehe«, unterbrach Nele. »Livi war immer diejenige von uns dreien, die sich widerspruchslos in die Regeln fügte. Wenn wir als Kinder heruntollten, bereitete es Ellinor und mir einen unbändigen Spaß, uns schmutzig zu machen und irgendwelche Verbote zu übertreten. Livi blieb immer brav. Sie war die Hoffnung unserer Großmutter und unseres Vaters, verstehst du?«

Zofia schüttelte verständnislos den Kopf.

Jetzt rang Nele die Hände. »Ich habe dir nicht viel von meinem Elternhaus erzählt. Das war vielleicht ein Fehler, denn du weißt nicht, wie wichtig die Tradition bei uns ist und dass wir angehalten wurden, immer die Form zu wahren.« Sie legte eine Gedankenpause ein und fuhr dann niedergeschlagen fort: »Falls er nicht vorher mit Livis Mitgift durchbrennt, ist ein Arbeiter als Schwiegersohn in Vaters Haus ebenso unvorstellbar wie ein Bauer!«

»Ist dein Vater ein Fürst oder so etwas in der Art?«

Unwillkürlich huschte ein Lächeln über Neles angespannte Züge. »Nein. In eine fürstliche Familie wurde ich nicht geboren, adelig sind wir nicht.«

Zofia stieß den angehaltenen Atem erleichtert aus, doch Nele beschloss, ihre Herkunft jetzt ein für alle Mal zu offenbaren: »Das fehlende Prädikat sagt nichts über unseren Stand aus. Die Hamburger Kaufmannschaft ist dem Kaiser eng verbunden, aber es gibt da diese schon ziemlich alte Auflage, dass die Mitglieder der Bürgerschaft keine Titel annehmen dürfen.«

Ihre Freundin klappte den Mund auf, sagte aber nichts.

»Das ändert nichts daran, dass die Stadtverwaltung funktioniert wie anderswo ein Königreich. Ein paar Familien haben das

Sagen, und wir sind irgendwie alle miteinander verschwägert. Deshalb ist mein Vater wohl eher ... *so etwas in der Art* ...«, bei den letzten Worten imitierte sie Zofias Stimme, als handle es sich um die Szene in einem Theaterschwank und nicht um eine ziemlich ernste Mitteilung.

Überraschenderweise reagierte Zofia auf die Beichte mehr ehrfürchtig als entsetzt. »Wohnt deine Familie in einem Schloss?«, fragte sie.

»Nur in einem Haus ... einem ziemlich großen Haus. Mit einem schönen Garten, der bis ans Ufer der Alster reicht. Das ist ein Fluss in Hamburg, der sich an einer bestimmten Stelle zu einem See verbreitert. Dort ist mein Zuhause.«

»Sind deine Leute reich?«

»Ich weiß es nicht«, behauptete Nele, blickte nach einem Blick in Zofias bernsteinbraune Augen jedoch eines Besseren und antwortete aufrichtig: »Wahrscheinlich schon. Ich weiß allerdings wirklich nicht, wie viel mein Vater verdient. Das Kontor hat mich nie interessiert, ich bin im Gegensatz zu meiner Schwester Ellinor nicht einmal gut in Mathematik. Unser Vater ist Reeder.«

»Wie? Er besitzt Schiffe? Richtige Dampfschiffe?«

Allmählich begannen die bohrenden Fragen der Freundin Nele auf die Nerven zu gehen. »Ja. Natürlich. So ist das in Hamburg. Es gibt dort viele Reeder und Schiffsmakler. Wie in anderen Hafenstädten auch. Aber das hat mit mir überhaupt nichts zu tun. Ich will eine gute Malerin werden...«

»Jesus, Maria!« Zofias Stimme schwoll wieder an, als befände sie sich auf der Bühne des Hof- und Nationaltheaters und nicht in einem Kaffeehaus. »Warum tut er dann nichts für dich und deine Freunde? Wenn dein Vater Geld hat, kann er eine Ausstellung bezahlen. Und er wird andere reiche Leute kennen, die Bilder kaufen wollen.«

»Ich glaube nicht, dass ...«

»Er ist dein Vater! Was würde ich alles tun, wenn meine Familie reich wäre ...?! Wir müssten uns keine Gedanken mehr über Ausstellungen und diese Halsabschneider von Galeristen machen und ...«

»Zofia, bitte nicht so laut!« Nele warf rasche Seitenblicke nach rechts und links.

Ihre Freundin hatte sich dermaßen entrüftet, dass die Köpfe an den Nachbartischen sich wieder interessiert zu ihnen beiden neigten.

Nele beugte sich ein wenig vor, um leise zu antworten: »Mein Vater bezahlt mein Studium, und ich erhalte ein Taschengeld, aber er wird nicht auch noch die gesamte Neue Künstlervereinigung unterstützen. Er ist eher ... wie soll ich sagen? Er ist ein konservativer Geschäftsmann und kein Mäzen.«

»Jesus, Maria, dein alter Herr besitzt richtige Schiffe!«

Wäre sie doch einfach nur nach Hamburg gefahren und hätte ihrer Freundin von dort einen Brief geschrieben, um ihre Abwesenheit zu erklären!

Nele ärgerte sich über die eigene Geschwätzigkeit. Seit eineinhalb Jahren lebte sie in München, ohne dass sich irgendjemand für ihren Hintergrund interessierte. In den Künstlerkreisen, in denen sie verkehrte, zählte ihr Talent mehr als ihre Herkunft. Nicht auszudenken, wie ihre Malerfreunde reagierten, wenn Zofia herumposaunte, dass Helene Dornhain womöglich eine reiche Erbin war. Die meisten ihrer Freunde kamen aus bürgerlichen Familien, manche aus einfachen Verhältnissen. Bis auf die russische Malerin Marianne von Werefkin kannte Nele in München niemanden näher, der gesellschaftlich dem strengen Blick ihrer Großmutter standgehalten hätte. Die republikanisch gesinnte Polin an Neles Seite hätte Charlotte Dornhain wohl nicht einmal *amüsant* gefunden. Insofern standen sich beide Welten

in nichts nach – Nele fühlte sich gerade hier wie dort fehl am Platz.

»Bitte«, beschwor sie die Freundin, »erzähl niemandem von meinem Elternhaus. Ich verspreche dir, dass ich meinen Vater fragen werde, ob er irgendetwas für unsere Künstlervereinigung tun kann.« Unter dem Tisch kreuzte sie die Finger ihrer Hand. »Und ich verspreche, dass ich zurück bin, um bei der nächsten Ausstellung zu helfen. Aber das muss vorläufig alles unter uns bleiben.«

Sie schämte sich ein bisschen, weil sie bereits in diesem Moment vermutete, dass sie nichts von dem würde halten können, was sie gerade zugesagt hatte.

3

Vor dem Café Luitpold wandte sich Nele zunächst in Richtung Odeonsplatz, um von dort die Pferdetrambahn nach Schwabing zu nehmen. Sie war dankbar, dass Zofia einer anderen Verabredung nachkommen musste, die bohrenden Fragen ein Ende gefunden hatten und sie selbst zur Ruhe kommen konnte.

Es war einer dieser milden Septembertage, an denen der Föhnwind Schäfchenwolken über einen fast kitschig blauen Himmel trieb und die Luft zu prickeln schien wie Champagner, allerdings auch so trunken machte, was nicht bei jedem ein angenehmes Gefühl hervorrief. In Neles Schläfen hämmerte eine leichte Migräne, die von dem eben genossenen Kaffee noch begünstigt wurde. In der Annahme, dass ein Spaziergang hilfreicher sei als ein Aspirin, beschloss sie, noch ein wenig umherzulaufen.

Der Kopfschmerz verschleierte ihren Blick, als ginge sie durch Nebel. Dabei nahm sie die vertraute Fassade der griechisch-orthodoxen Salvatorkirche ebenso wenig wahr wie die Konventgebäude des ehemaligen Klosters St. Kajetan, die über Jahrzehnte

die kurfürstlichen Departements für Finanzen, Justiz und Kirchliche Sachen beherbergten. Auch die im klassizistischen Stil errichteten Geschäftshäuser der Theatinerstraße entlockten ihr nicht die gewohnte Bewunderung. Wie eine Marionette bewegte sie sich an den vielen Menschen vorbei, die um diese Tageszeit die Straßen bereits auf dem Weg zum diesjährigen Oktoberfest bevölkerten. Als zöge eine unsichtbare Hand an den Fäden, wurde Nele zum Arco-Palais gelenkt.

In dem Eckgeschäft mit der langen Schaufensterfront an der Theatiner- und der Maffeistraße befanden sich die Räume der Modernen Galerie von Heinrich Thannhauser. Die Vernunft warnte Nele davor, in den Auslagen nach der eigenen Tuschezeichnung zu suchen, die sie neulich an den Kunsthändler verkauft hatte. Sie konnte wohl kaum erwarten, als Anfängerin neben den Werken berühmterer Münchner Studenten wie etwa Wassily Kandinsky präsentiert zu werden. Allerdings: Warum eigentlich nicht?

Thannhauser hatte ihr Blatt nun einmal erworben. Sie nahm nicht an, dass er damit nur sein Depot vervollständigen wollte. Kunsthändler lebten schließlich vom Verkauf und nicht vom Sammeln. Selbst wenn sie Sammler waren, zeigten sie ihre Schätze und versteckten sie nicht. Der Erwerb von Neles *Liebespaar im Englischen Garten*, für das der Galerist eine Mark und fünfzig Pfennige bezahlt hatte, war schon etwas anderes als die halbherzige Freundlichkeit, mit der ihre Großmutter ein ungeliebtes Bild in das heimische Morgenzimmer hängte. Jenen Raum, in dem der ganze Trödel untergebracht wurde, der in den Salons störte.

Von ihrer Zeichnung war in den Schaufenstern jedoch weit und breit nichts zu sehen.

Niedergeschlagen wanderte Nele die gesamte Straßenfront des Geschäftshauses ab. Möglicherweise hing ihr Bild in einem der hinteren Ausstellungsräume, gar in den oberen Etagen, die

ebenfalls zu der Galerie gehörten. Doch ihr fehlte der Mut, durch die Tür zu treten und sich auf die Suche nach ihrem Werk zu machen. So blieb ihr wenigstens die Hoffnung, dass es dort irgendwo war. Wenn sie sich erst davon überzeugt hätte, dass ihre Zeichnung nicht der Öffentlichkeit präsentiert wurde, wäre die Enttäuschung noch größer, endgültiger.

Ach, wie gerne hätte sie ihrer Familie von diesem Erfolgserlebnis berichtet. Es war doch ihr erster Handel als Künstlerin!

Der Migräneschmerz griff mit eiserner Krallen nach ihrem Kopf. Nele schloss die Augen und lehnte die Stirn gegen das kühle Glas der Scheibe. Dass dabei ihre Hutkrempe zerdrückt wurde, störte sie nicht.

»*Unbelievable!*«

Erschrocken wich Nele zurück. Meinte der Mann mit seinem Ausruf etwa sie? So unglaublich war es nun nicht, dass sie sich an dem Schaufenster von ihrem Kopfweh erholte. Nicht unbedingt damenhaft – ihre Großmutter würde die Augenbrauen hochziehen –, aber auch nicht absolut unschicklich.

Der sich so lautstark in englischer Sprache Empörende erwies sich als ein junger Herr. Offensichtlich kam er gerade aus der Galerie. Er stand noch fast in der Tür und war damit beschäftigt, lose Blätter in einem großen, in schwarzes Leder gebundenen Zeichenkoffer zu ordnen. Eine ungewöhnliche Person. Er war glatt rasiert und trug ein hellblaues Hemd zum weißen Kragen und zur nachtblauen Krawatte, dazu einen kurzen Blazer wie zu einer Regatta und lange weiße Hosen. Der mürrische Blick unter dem unpassenden breitkrepfigen Panamahut war auf seine Tätigkeit konzentriert. Dennoch glitt ihm ein Papier aus der Hand und segelte in der um das Eckgebäude auffrischenden Brise dahin.

Nele griff, ohne nachzudenken, nach dem Blatt, bevor es in den Straßenstaub fallen konnte. Unwillkürlich schaute sie genau-

er hin. Es zeigte ein Bild, das aussah wie eine Fotografie, aber tatsächlich eine atemberaubend authentische, mit farbiger Kohle ausgeführte Zeichnung war: Über einem Biertisch hingen drei sichtlich betrunkene Männer, vor sich fast leere Maßkrüge, im Hintergrund hatten zwei andere eine Stellung eingenommen, als wollten sie gleich einen Boxkampf ausfechten. Der Schriftzug »Bräurosl« wies darauf hin, dass die Szene im größten und bekanntesten Bierzelt der Wiesn eingefangen worden war ...

»Geben Sie mir das zurück«, forderte der Fremde auf Deutsch. Seine Stimme klang nur unwesentlich freundlicher und war stark gefärbt von einem Akzent.

Zögernd kam sie seinem Wunsch nach. »Das ist ein interessanter Stil«, konstatierte sie. Dabei war sie sich selbst nicht ganz klar darüber, ob sie eigentlich seine Garderobe oder doch seine Maltechnik meinte.

»Gefällt er Ihnen?«, gab er grimmig zurück. »Dann stehen Sie ziemlich alleine da, Miss. Dem Galeristen gefällt er nämlich nicht. Der ist blind von den Farbkleckschen der Neuen Künstlervereinigung und dieser anderen Gruppe, die sich Blauer Reiter nennt!« Der Fremde schnaubte wie ein Pferd kurz vor dem Durchgehen.

»Nun ... ja ...«, murmelte Nele. Was sollte sie auch sagen?

»Bei uns in New York ist die Ashcan School richtungweisend. Warum wird das in München als Genremalerei des achtzehnten Jahrhunderts abgetan? Verstehen Sie das, Miss?«

Sie schüttelte den Kopf.

Was tat sie hier? Warum ließ sie sich auf ein Gespräch mit einem unmöglich gekleideten jungen Mann ein, der sich über irgendetwas aufregte, das sie nichts anging und sich letztlich auch ihrer Kenntnis entzog? Sie sollte sich lieber trollen, anstatt dem erregten Palaver zuzuhören.

»Sie verstehen wohl nicht viel von Malerei?!«

Die Worte trafen sie mit unerwarteter Härte. Es war keine Frage, sondern eine Feststellung, die eindeutig als Beleidigung gemeint war. Mit seiner Arroganz stellte der unbekannte Maler Nele in diffamierender Weise bloß, als sei sie ein hirnloses, dummes Weibsstück. In seiner Abfälligkeit lag die Abscheu eines frustrierten Künstlers, der seinen Zorn über der erstbesten Person ausschüttete. Nele kannte derartige Ausbrüche von ihren Freunden und Kommilitoninnen – niemals aber redete man so mit einer Passantin, die einem zufällig über den Weg lief.

Nele funkelte den Amerikaner an. »*Ashcan* heißt Ascheimer, nicht wahr? Wissen Sie was, Sie sollten sich damit abfinden, dass Ihr Bild in den Mülleimer gehört!«

Sprach's, drehte sich abrupt um und marschierte blicklos davon. Einerlei wohin. Nur fort von diesem unglücklichen, unverstandenen, unfreundlichen Menschen.

Es war ihr völlig egal, ob sie sich deshalb mit den anderen Stadtbesuchern ins Getümmel am Marienplatz stürzen musste, wo es heute besonders voll zu sein schien. Auffällig vornehm gekleidete Spaziergänger rempelten Nele ebenso an wie Leute in Tracht. Touristen standen im Weg, die das im neugotischen Stil erbaute und wie ein Zuckerbäckerpalast wirkende Neue Rathaus mit seinem Glockenspiel bestaunten. Der Kutscher eines Heuwagens versuchte, sich den Weg durch die Menge zu bahnen, ein Bauer trieb eine Kuh an einem noblen Geschäft für Lederwaren vorbei. Und Nele fiel ein, dass heute Markttag in der Sendlinger Straße war, der die Gassen der Altstadt stets in ein Dorf verwandelte.

Atemlos drängte sie sich durch die Menschen. Ihr Herz trommelte gegen ihre Brust, in ihren Ohren klirrten und sausten Geräusche, die sie sonst nicht hörte und die nichts mit dem Straßenlärm zu tun hatten.

Nele ärgerte sich, weil sie sich zu einem derart undamenhaf-

ten Benehmen hatte hinreißen lassen. Wobei nicht einmal gesichert war, ob die Tatsache, dass sie mit einem Fremden auf der Straße gestritten hatte, schwerer wog als ihre freche Behauptung, über deren Wahrheitsgehalt sie erst recht nicht nachzudenken wünschte. Wie war sie nur in diese gänzlich inakzeptable Situation geraten?

Eine Hand legte sich auf ihre Schulter.

Nele erstarrte. Obwohl es eine sanfte Berührung war, fühlte sie sich, als wäre sie brutal angegriffen worden. Ein unterdrückter Schrei entfuhr ihr. Dann kreischte sie: »Was erlauben Sie sich?!«

»Miss ... sorry, Miss ... Verzeihen Sie ...«, stammelte der Amerikaner nun ausgesprochen kleinlaut. »Ich wollte nicht unhöflich sein. Bitte, entschuldigen Sie.«

Sie fasste sich ans Herz, von dem sie meinte, es habe für einen Moment ausgesetzt zu schlagen. Sie schnappte nach Luft. Ihre Blicke flogen wild umher. »Wenn Sie auch nur einen Funken Anstand besitzen, lassen Sie mich in Ruhe«, keuchte sie. »Sofort!«

Ein Hündchen, durch eine lange Leine mit einer älteren Dame verbunden, drängte sich unvermittelt zwischen Nele und den jungen Mann. Leises Knurren drang durch den allgemeinen Geräuschpegel, der über der Weinstraße hing, wo diese in den Marienplatz führte.

Doch hatte die Szene nicht nur die Aufmerksamkeit des kleinen Wachhundes geweckt, sondern war offenbar auch von einem Polizisten beobachtet worden. Ein vierschrötiger Gendarm in blau-roter Uniform trat neben Nele, den Blick unter der mit den bayerischen Löwen reich verzierten Pickelhaube finster auf ihren Verfolger gerichtet.

»Werden S' belästigt, Fräulein?«, erkundigte sich der Wachmann.

Schon wieder wurde sie zum Objekt der Neugier von Frem-

den. Interessiert wandten sich einige der vorbeiströmenden Passanten zu ihr um. Das war für Nele ebenso unangenehm wie die Zuhörer an den Nebentischen im Café Luitpold. Am liebsten wäre sie im Boden versunken.

Unvorstellbar, dass der Amerikaner in ihrem Beisein vielleicht verhaftet würde. Oder man sie als Zeugin auf ein Revier lud!

Letztendlich war ihr ja auch wirklich nichts geschehen. Die Hand war längst von ihrer Schulter gefallen – und wenn sie jetzt zu dem unverständenen Künstler hinsah, stand er da wie der sprichwörtliche begossene Pudel. Er tat ihr fast leid.

»Es ist alles in Ordnung«, behauptete sie.

Der Gendarm blieb skeptisch: »San S' sicher?«

»Wir proben für ein Theaterstück«, improvisierte sie rasch. »Die Debschitz-Schule veranstaltet immer wieder Aufführungen mit den Studenten. Davon haben Sie sicher schon gehört. Und wir sind Kommilitonen. Verstehen Sie?«

»Dann gehen S' auf die Bühne zum Üben und nicht vors Rathaus. I könnt Sie anzeigen wegen Unruhestiftung, aber für a hübsches Mädels wie Eaner drück i beide Augn zu. Aber geben S' jetzt a Ruh mit Ihrer Spielerei, bitt schön.«

Nele strahlte ihn an. »Natürlich. Vielen Dank für Ihr Verständnis, Herr Gendarm.«

Sie sah dem Wachmann zu, wie er den Kreis Neugieriger, der sich um sie und den Amerikaner inzwischen gebildet hatte, mit energischen Handbewegungen aufzulösen begann. Erst als die meisten Leute wieder ihren eigenen Angelegenheiten nachgingen, drehte sie sich um. Eigentlich hatte sie erwartet – oder sogar gehofft –, dass ihr Verfolger die Flucht ergriffen hatte. Doch er stand hinter ihr, seine Mappe an sich gedrückt, ein Schmunzeln im Gesicht.

»Wow!«, war sein einziger Kommentar.

»Ich wollte Ihnen eine Anzeige ersparen«, erwiderte sie. »Auf-

dringlichkeit ist ein Mangel an Erziehung, aber nichts, womit sich die Polizei beschäftigen sollte. Meinen Sie nicht auch?»

»Oh ja, Miss. Unbedingt«, pflichtete er ihr lächelnd bei.

»Dann werden Sie mich nicht mehr verfolgen, wenn ich jetzt meines Weges gehe?«

Sein Grinsen wurde breiter. »Ich bin nicht so gut erzogen. Tut mir leid.« Er zuckte mit den Achseln und fügte lässig hinzu: »Ich bin Amerikaner, wir sind lockerer.«

»Was ...« *fällt Ihnen ein?*, lag Nele auf der Zunge, aber sie besann sich eines Besseren, schluckte die ursprüngliche Bemerkung hinunter und holte tief Luft. Mit deutlich gesenkter Stimme fuhr sie fort: »Was wollen Sie von mir?«

»Dass Sie mir verzeihen«, gab er unumwunden zu und wirkte wieder äußerst zerknirscht. »Ich habe Sie beleidigt. Das tut mir sehr leid ...«

»Sie sagten es bereits!«

»Ich wusste vorhin noch nicht, dass Sie Studentin der Debtschütz-Schule sind.«

»Aha. Und woher wissen Sie das jetzt?«

»Niemand würde das Institut als Ausflucht benutzen, der keine direkte Verbindung hat. Sind Sie Kunsthandwerkerin oder Malerin?«

Was war denn nur heute los? Erst bestürmte sie ihre Freundin Zofia mit Fragen, jetzt dieser wildfremde junge Mann. Nele schüttelte unwillig den Kopf. »Ich denke, das geht Sie nichts an. Guten Tag, mein Herr!«

Zum zweiten Mal schickte sie sich an, vor ihm davonzulaufen, doch wieder hielt er sie auf. Diesmal mit seiner Stimme: »Warten Sie ...!«, rief er ihr nach, und Nele hielt mitten in der Bewegung inne.

»Mein Name ist Francis Bellows. Ich komme aus New York in den Vereinigten Staaten von Amerika und studiere an der Kunst-

akademie Malerei. Wenn Sie erlauben, Miss, würde ich Sie gerne ein Stück begleiten. Ich schwöre Ihnen, dass ich doch sehr gut erzogen bin.«

Ihr erster Gedanke galt ihrer Großmutter. Charlotte Dornhain wäre entsetzt, wenn sie wüsste, dass eine ihrer Enkeltöchter sich auf offener Straße ansprechen ließ und dann auch noch einen Spaziergang mit dem Betreffenden unternahm. Das gehörte sich nicht. Junge Damen machten Bekanntschaften nur in ihren eigenen Kreisen, auf Gartenfesten, bei Sommerkonzerten, Hausmusikabenden, Empfängen, Bootsausflügen, beim Schlittschuhlaufen oder dergleichen ...

Einen Herzschlag später fiel ihr die *Amour fou* ihrer kleinen Schwester ein. Wahrscheinlich hatte auch die sich in der Öffentlichkeit ansprechen lassen. Auf einer Baustelle! Und mit Sicherheit hatte sie sich aus demselben Grund, aus dem Nele den egozentrischen, selbstvergessenen Monologen ihrer Künstlerfreunde lauschte, auf den fremden Mann eingelassen. Er war – ebenso wie die Maler und Bildhauer in München – anders als die jungen Herren auf Goldfischfang in Hamburg – schlichtweg interessanter.

Hinter ihren Schläfen begann wieder der Kopfschmerz zu pochen, doch Nele achtete nicht darauf. Sie musterte Francis Belows und fand, dass er zwar ungewöhnlich, aber recht manierlich aussah; er wäre sogar gut angezogen, wenn sie sich auf einem Bootsausflug und nicht in einem Häusermeer befinden würden. Vielleicht würde er sogar vor den Augen ihrer Großmutter bestehen. Doch nicht nur das. Er war definitiv ebenfalls Künstler, dessen Werke durchaus nicht in den Müll gehörten, wie sie eingangs behauptet hatte. Talentierten Kollegen gegenüber gehörte sich eine gewisse Freundlichkeit. Das war absolut vertretbar. Außerdem regte sich Neugier in ihr. Wie kam ein Maler darauf, sich einer Richtung anzuschließen, die *Ascheimer-Schule* hieß?

»Gut«, entschied Nele und lächelte ihn zum ersten Mal gewinnend an. »Sie dürfen mich zur Pferdetramp bringen.«

HAMBURG

4

Victor Dornhain war ein großer, hagerer Mann, der sich leicht gebückt hielt, weil er sich beim Gehen und Stehen auf einen Stock stützte. Der Reeder wirkte ebenso einschüchternd wie seine Mutter, und er war nicht minder attraktiv und elegant. Sein dunkelblondes Haar war von grauen Strähnen durchzogen, der gepflegte Vollbart fast weiß, doch seine blaugrauen Augen hinter der Hornbrille blickten so aufmerksam, als wäre er ein viel jüngerer, noch zutiefst neugieriger Mann.

Die Abendsonne warf lange Schatten in das holzgetäfelte Arbeitszimmer, und vor dem Mobiliar aus poliertem Mahagoni und olivgrünem Leder kam er Klara vor wie ein Patriarch in seinem Reich. Ein König, vor dem sich Klara unendlich klein, unwichtig und hilflos fühlte, zumal sie nicht wusste, ob er gut oder böse war.

Stumm blickte er sie lange und nachdenklich an. Sein Blick schien so tief in sie zu dringen, als wollte er ihr Innerstes nach außen kehren. Klara stand neben der Tür und wartete mit weichen Knien auf eine Antwort – zu der Nachricht aus Glückstadt, sie selbst hatte keine Gelegenheit gehabt, eine Frage zu stellen.

Man hatte sie am Nebeneingang der Villa so lange stehen lassen, bis sie unverrichteter Dinge beinahe wieder gegangen wäre. Lediglich der Gedanke an den Brief ließ Klara weiter ausharren. Sie wollte ihre Ziehmutter nicht enttäuschen. Und wenn sie es würde tun müssen, dann wenigstens in Kenntnis des Inhalts jenes Schreibens, welches ihr die Tür zu diesem Haus öffnen sollte. Sie würde den Brief zurückverlangen und lesen, das war längst

beschlossene Sache. Also übte sie sich in Geduld. Irgendwann war es aber dann doch eine Überraschung, als Sesam sich öffnete. Ein junges Mädchen, das sicher kaum älter als Klara war und die übliche Uniform einer Zofe trug, bat sie herein.

»Bitte!«, sagte die Hausangestellte nur. Ohne ein weiteres Wort wies sie der Besucherin den Weg.

Klara blieb nicht einmal Zeit, sich umzusehen; die Eindrücke huschten an ihr vorbei wie flüchtige Erinnerungen, die man registrierte, aber ebenso schnell wieder vergaß. Als sie in der prächtigen Eingangshalle zögerte, wurde Klara von dem schweigsamen Dienstmädchen energisch in das Arbeitszimmer geschoben. Mit einem dumpfen Klicken fiel die Tür ins Schloss, und Klara fühlte sich für einen Moment seltsam eingesperrt. Eine unbekannte Panik wallte in ihr hoch.

Victor Dornhains Augen hinter der Brille waren so etwas wie ein Rettungsring, an dem sich Schiffbrüchige festhielten. Und Klara kam sich gerade vor, als suchte sie Halt auf stürmischer See. Sie versank förmlich in seinem aufmerksamen Blick. Sie starrte ihn stumm mit dem Ausdruck des sprichwörtlichen Kaninchens an, das vor der Schlange steht.

»Du bist also Klara Tießen«, stellte der Hausherr schließlich mit einer volltönenden Stimme fest. »Nun, du bist zum rechten Zeitpunkt gekommen. Es fügt sich, dass gerade eine Stellung frei ist: Du kannst als drittes Hausmädchen bei uns anfangen ...«

Ein Wunder geschah!

Klara konnte nicht fassen, was sie hörte: Victor Dornhain hatte sie eingestellt. Einfach so. Ohne Nachfragen. Ohne Referenzen.

Doch Freude darüber spürte sie keine. Angst vor dem Ungewissen, Verwunderung und Neugier stellten ein ziemliches Gefühlschaos in ihrem Innenleben her, das über alle anderen Empfindungen triumphierte.

»Zunächst arbeitest du auf Probe, aber wenn du dich gut be-

trägst, kannst du bleiben. Für den Anfang bekommst du sieben Mark im Monat, Kost und Logis sind frei, und eine Gehaltserhöhung von monatlich fünfzig Pfennigen sei dir in Aussicht gestellt.«

Sollte der Brief aus Glückstadt als Empfehlung so bedeutsam sein, dass Herr Dornhain auf Anhieb überzeugt wurde? Welche Worte hatte die Ziehmutter dafür gewählt? Andererseits sollte Klara sich darüber eigentlich nicht den Kopf zerbrechen, denn es war wundervoll, in einem Haushalt wie diesem leben und arbeiten zu dürfen. Das Warum spielte keine Rolle. Hauptsache, sie war hier und konnte bleiben. Dennoch bohrten sich die Fragen in Klaras Hirn.

Die Welle der Verwirrung brach sich nun endgültig über ihr. Sie war so durcheinander, dass ihr die Worte für eine Erwiderung fehlten. Sie starrte den Hausherrn nur verwundert an.

»Dem Mädchen scheint es die Sprache verschlagen zu haben«, meldete sich die raue Stimme der alten Dame aus dem Hintergrund. Sie thronte in einem Sessel nahe dem Erkerfenster, ihre Anwesenheit war Klara nur am Rande aufgefallen. »Gut«, konstatierte Charlotte Dornhain. »Das ist gut. Ich mag keine geschwätzigen Dienstboten.«

Ein amüsiertes Zucken hob die Mundwinkel ihres Sohnes. Bevor er jedoch zu einer Antwort ansetzen konnte, erklang ein energisches Klopfen, und nicht einmal einen Atemzug später schwang die Zimmertür auf.

Klara, die mit dem Rücken zum Eingang stand, fuhr automatisch herum.

»Vater ...«, die Eintretende hielt angesichts der fremden Person erstaunt inne.

Die Mitglieder der Familie Dornhain waren einander sehr ähnlich. Wieder war da dieser eindringliche Blick, der Klara traf. Die junge Frau mit der dunkelblonden, etwas altmodisch anmu-

tenden Hochsteckfrisur schien eine jüngere Version von Charlotte Dornhain zu sein: Sie war hochgewachsen, schmal und von natürlicher Eleganz, dabei wenig präntiös. Die feinen Linien in ihrem Gesicht trogen, denn hinter dieser Zartheit steckte sicherlich viel Kraft. Klara stellte überrascht fest, dass diese Person die leibhaftige Erfüllung ihrer Wunschvorstellung von sich selbst war.

Eisblaue Augen maßen sie von Kopf bis Fuß, die Augenbrauen hoben sich, dann sah die andere zu Victor Dornhain. »Entschuldige bitte die Störung, Vater, ich wusste nicht, dass du Besuch hast. Frieda hatte mir gesagt, dass du mich sprechen möchtest. Ich komme dann später wieder.«

»Das ist kein Gast«, antwortete ihre Großmutter und erhob sich aus dem Sessel, indem sie sich mit beiden Händen auf die Lehnen stützte und dann hochstammte. »Das ist unser neues Hausmädchen. Sie heißt Klara.«

»Unser neues Hausmädchen? Wieso das? Wir brauchen doch niemanden.«

»Du irrst, Ellinor. Wir brauchen dringend mehr Personal«, stellte Victor Dornhain entschieden fest. »Das zu diskutieren habe ich dich allerdings nicht hergebeten.« Er wandte sich zu seinem Schreibtisch um, wo er mit der freien Hand nach einer Kladde griff. »Ich wollte dich wegen der Werbeanzeigen für die Ostseekreuzfahrt konsultieren, die in den *Hamburger Nachrichten* veröffentlicht werden sollen.«

»Aber ...« Ellinor Dornhain schnappte nach Luft, warf ihrer Großmutter einen fragenden Blick zu, den diese jedoch zu ignorieren schien.

Klaras Gefühlsschwankungen wurden durch Ellinor Dornhains Widerwillen gegen ihre Einstellung verstärkt. Sie haderte mit der Sympathie, die sie für die junge Frau empfand. Es nagte an ihr, dass ausgerechnet eine Person, die so war, wie sie selbst

gerne gewesen wäre, eine so offensichtliche Abneigung gegen sie hegte. Als sie noch einmal von dem aufmerksamen Blick der anderen getroffen wurde, senkte sie jedoch verschämt die Lider. Klara spürte, wie sie errötete.

»Natürlich, Vater«, ergab sich Ellinor Dornhain in ihre Pflichten. »Soll ich ... ehmmm... Klara, nicht wahr? Soll ich Klara nach unten zu den Dienstbotenzimmern bringen? Ich meine, da muss sie ja wohl hin, wenn wir nun neues Personal brauchen.«

»Das übernehme ich«, erwiderte ihre Großmutter.

»Oh!«

Du musst etwas sagen, wurde Klara von einer inneren Stimme ermahnt, du musst endlich den Mund aufbringen und nicht herumstehen, als wärest du stumm wie ein Fisch.

Sie räusperte sich. »Danke«, krächzte sie in Richtung des Hausherrn. Mehr fiel ihr nicht ein.

»Ich habe nicht viel Zeit, Ellinor«, erklärte Victor Dornhain eine Spur ungehalten. »Sieh dir bitte die Unterlagen an, die Herr Richter aus dem Büro gebracht hat.«

Flüchtig dachte Klara, wie ungewöhnlich es war, dass ein Vater seine Tochter in geschäftliche Belange einbezog. Sie überlegte, ob sie sich an Ellinors Stelle wünschte. Doch darüber nachzudenken musste sie verschieben.

Die Hausherrin schritt in wahrhaft königlicher Haltung an ihr vorbei zu der Tür, die Ellinor zuvor geschlossen hatte. Dort blieb Charlotte Dornhain erwartungsvoll stehen.

Es dauerte eine peinliche Minute, bis Klara begriff, was von ihr erwartet wurde. Sie stürzte herbei. Schweißperlen traten auf ihre Stirn und liefen ihren Nacken hinab, als sie für die alte Dame öffnete. Am liebsten hätte sie die Hacken zusammengeschlagen. Doch stattdessen versank sie in einen fast höfischen Knicks.

»Ich dachte immer, ein drittes Dienstmädchen gibt's gar nicht«, meinte die junge Hausangestellte, die Klara vorhin vom Nebeneingang zum Arbeitszimmer gebracht hatte. Sie hieß Meta, war das zweite Mädchen und von dem ersten Mädchen, das Klara als Frieda vorgestellt wurde, dazu auserwählt, die Neue einzuführen.

Die Besichtigung begann im Souterrain, wo sich das Reich der Köchin Ida, die Waschküche, das Nähzimmer, das gleichzeitig der Aufenthaltsraum für das Personal war, die Dienstbotenräume und die Abstellkammern befanden. Klara sollte sich vorläufig mit den anderen beiden Hausmädchen das Schlafzimmer teilen, doch der schmale Schrank, darauf wies Meta gleich hin, gehörte ihr und Frieda, da gab's kein Pardon. Klara sollte ihre Sachen in ihrer Tasche aufbewahren und diese unter das Bett schieben, weil sonst kein Platz dafür war.

Klara verzog keine Miene, obwohl sie befürchtete, dass ihr eine schwierige Eingewöhnungsphase bevorstand. Um ihr Eigentum war ihr nicht bang. Sie trieb vielmehr die Angst um, in der Nacht kein Auge zuzutun. Nie zuvor hatte sie mit einem anderen Menschen das Lager geteilt, geschweige denn, mit zwei fremden Frauen.

»Für die Arbeiten, die wir nicht schaffen oder die zu schwer sind, werden Aushilfen geholt«, plapperte Meta. »Regelmäßig kommen Scheuerfrauen, Küchenhilfen, Kochfrauen und Lohn-diener ins Haus. Aber von einem dritten Dienstmädchen habe ich noch nie etwas gehört.«

Klara zuckte gleichmütig mit den Achseln. Von Menschen ihres Standes ließ sie sich weit weniger leicht einschüchtern als von den Herrschaften. »Nun bin ich aber da!« Außerdem wusste sie ja selbst nicht genau, welchem Umstand sie diese glückliche Fügung zu verdanken hatte.

Ohne einen weiteren Kommentar legte sie das schwarze Kleid, eine gestärkte weiße Schürze und die weiße Haube auf das Bett. Ihre neue Arbeitskleidung, die Meta vorhin aus einem Wäscheschrank genommen und ihr mit dem Hinweis in den Arm gedrückt hatte, dass sie die Nähte einfach auftrennen oder zusammenfassen könne, falls die Größe nicht passte.

»Ich sehe, dass du da bist«, gab Meta jetzt zurück und ließ sich in die durchgelegenen Kissen auf ihrem Bett fallen. Dabei achtete sie darauf, dass ihr Rock nicht zerdrückte. »Was hat sich der Sievers nur dabei gedacht, dich herzuschicken? Er hat mir nichts davon erzählt!«

»Wer ist *der* Sievers?«, fragte Klara, während sie langsam ihre Bluse aufknöpfte. Sie erinnerte sich, dass die alte Frau Dornhain diesen Namen eingangs erwähnt hatte.

Meta richtete sich auf. »Wie? Du kennst den Bruno Sievers nicht?«

»Nein. Kenne ich nicht.«

»Das gibt's nicht. Familien wie die Dornhains stellen niemanden ein, ohne den Gesindemakler vorher zu fragen. Der Sievers ist eine wichtige Person und sehr tüchtig. Die Frau, die den mal kriegt, hat ausgesorgt.« Meta grinste vielsagend und fügte dann hinzu: »Er verdient eine Menge Geld, denn natürlich bekommt er Prozente vom ausgemachten Lohn. Die Herrschaften wissen, dass er nur gute Leute vermittelt. Es gibt fast nie Ärger und irgendwelche Strafen, die er bezahlen müsste, weil die von ihm empfohlene Dienerschaft nichts taugt. Jedenfalls ... soviel man hört ...«, in beredtem Schweigen unterbrach sie sich.

Ihr Strahlen wurde noch ein bisschen breiter. Offensichtlich interessierte sich Meta unbändig für diesen Mann. Nach einer Weile fügte sie hinzu: »Erzähl also keine Märchen, Klara. Du kannst gar nicht ohne den Sievers eingestellt worden sein! Und ich warne dich«, plötzlich wurde ihre Stimme schneidend, »wenn

du ein Auge auf den Bruno geworfen hast, kannst du was erleben. Der gehört mir!«

Klara stöhnte entnervt auf. »Ich bin diesem Bruno Sievers noch nie begegnet. Ich kenne überhaupt niemanden in Hamburg. Herr und Frau Dornhain haben mich auf eine Empfehlung aus Glückstadt hin eingestellt.« Kaum war dieser Satz draußen, bereute sie ihn auch schon.

»Was für eine Empfehlung? Von wem stammt die?«, fragte Meta prompt.

Ihre innere Stimme, die seit ihrem Betreten der Villa ungewöhnlich laut wurde, warnte Klara davor, Meta allzu viel von sich zu erzählen. Wahrscheinlich hatte die alte Frau Dornhain Recht, Geschwätzigkeit unter Dienstboten verhiess nichts Gutes. Und letztlich wusste Klara ja selbst nichts über ihre Herkunft und ebenso wenig über den Inhalt des Briefes, den ihre Ziehmutter geschrieben hatte.

Deshalb griff sie zu einer Lüge. Sie behauptete, bei einer dänischen Familie in Glückstadt gearbeitet zu haben, die eng mit dem Königshaus in Kopenhagen verwandt war und ihr das beste Zeugnis ausgestellt habe. Das war gar nicht so weit hergeholt, denn einst hatte der König von Dänemark über die Stadt an der Elbe geherrscht, und es erschien Klara im Moment ziemlich unwichtig, dass dieses Kapitel der Geschichte schon lange vorüber war. Immerhin lebten noch viele Dänen dort. Sie redete sich in Fahrt und schmückte ihren Bericht mit allerlei Beschreibungen der Adelspaläste und Kaufmannshäuser in ihrer Heimat aus.

Gerade begann sie über die Bewohner des einstigen Handelshafens lautstark zu sinnieren, als ihr etwas einfiel, was sie das Thema wechseln ließ: »Ich sehe nur weibliches Personal. Gibt es keine Diener in diesem Haus? Wer hilft dem Herrn beim Ankleiden?«

»Was bist du nur für ein ahnungsloses Wesen, Klara Tießen.

Du kennst dich wohl tatsächlich nicht aus in Hamburg?! Hier tun zwar alle feinen Leute, als wären sie englische Lords und Ladies, aber es gibt keine Butler wie in London. Jedenfalls hat mir das der Sievers erklärt. Ich war ja noch nie in England. Aber der Bruno hat mir versprochen, die Fähre zu nehmen und mir die Britischen Inseln zu zeigen, wenn ... ach, egal!«

Meta versank für einen Moment in ihren Hoffnungen von der großen Reise, bevor sie verträumt hinzufügte: »Ich kann auch schon ein bisschen Englisch. Wenn ich morgens die Waschschüssel vor dem Zimmer des gnädigen Herrn abstelle, muss ich immer ›Your hot water, Sir‹ rufen. Das heißt: ›Ihr heißes Wasser, Herr.««

»Aha.«

»Wenn Herr Dornhain wirklich mal Hilfe braucht, ruft er Richter, das ist der Kontorbote, der natürlich auch der Morgenmann ist. Den hat noch der Vorgänger vom Sievers geschickt, vielleicht war's auch dessen Vorgänger, so lange ist Richter schon in Diensten der Familie. Er ist ziemlich alt, verstehst du?«

Das war das Einzige, das Klara verstand. »Was ist ein Morgenmann?«, fragte sie, obwohl es ihr peinlich war, derart unwissend zu sein.

»Na, jemand, der für die Heizung zuständig ist, fürs Schneeschippen und Stiefelputzen. Richter hat sogar Chauffieren gelernt und darf das neue Automobil vom gnädigen Herrn fahren. Meistens steht es aber in den Stallungen, weil die Herrschaften mit dem Alsterdampfer in die Stadt fahren oder die Straßenbahn benutzen. Nur das Fräulein Lavinia setzt keinen Fuß in ein öffentliches Verkehrsmittel. Recht hat sie, sage ich dir. Mit den schönen Kleidern, die sie trägt, würde ich auch nicht die Elektrische nehmen ...«

Plötzlich verdüsterte sich Metas Blick. »Übrigens, nur, dass du's weißt: Um die Garderobe von Fräulein Lavinia kümmere ich

mich. Da gibt's nichts zu fackeln. Den alten Drachen bedient die Frieda, wahrscheinlich musst du ihr bei den Sachen von Fräulein Ellinor zur Hand gehen. Die steht mit ihrer Genauigkeit der Großmutter in nichts nach, da wirst du noch deine wahre Freude erleben.« Ein kurzes, schadenfrohes Lachen folgte dieser grimigen Auskunft.

Nach ihrer ersten Begegnung mit Ellinor Dornhain war Klara davon überzeugt, dass es kein leichtes Auskommen mit ihr geben würde. Doch darüber wollte sie ein andermal nachdenken. Im Moment interessierten sie die Familienverhältnisse weitaus mehr: »Es gibt also zwei Töchter in diesem Haushalt. Ist da kein Sohn?«

»Nein, niemand, der mit unsereins auf Abwege gehen und uns eine Mark extra zustecken möchte«, seufzte Meta. »Schade eigentlich, aber da kann man nichts machen, nicht wahr? Die verstorbene Frau Dornhain hat keinen Sohn kriegen können, aber einen Haufen Goldfische. Ich glaube, sie hat bei der Geburt ihrer Jüngsten das Zeitliche gesegnet und das Kind gleich mit ihr. Aber es gibt trotzdem noch eine Tochter. Die ist ziemlich verrückt, malt und redet von Bildern und so. Ihr Zimmer aufzuräumen war eine Katastrophe. Immer herrschte Unordnung, und wenn ich sauber machte, gab's großen Ärger, weil ich angeblich immer irgendein Kunstwerk zerstört habe. Dabei habe ich nur die Leinwand und die Staffelei feucht abgewischt. Es war schon ganz richtig, dass das Fräulein Helene nach München geschickt wurde, sonst hätte sie mit diesem Unsinn mich auch noch ganz wirr gemacht.«

Unwillkürlich schmunzelte Klara. Auf sie wirkte der Bericht über Helene Dornhain ausgesprochen sympathisch. Eine Tochter, die sich gegen die Konventionen stellte, war zweifellos interessant. Sie bedauerte die Abwesenheit dieses gnädigen Fräuleins weitaus mehr als das Fehlen eines männlichen Erben. Die Mög-

lichkeit, etwas über ein ungewöhnliches Fach wie die Malerei zu lernen, sprach sie mehr an als die Aussicht auf ein heimliches Schäferstündchen.

Während ihrer Unterhaltung mit Meta hatte sie ihre eigene Garderobe abgelegt und war in die Zofentracht geschlüpft. Der leichte Wollstoff fühlte sich rau auf ihrer Haut an und kratzte ein wenig. Aber das Kleid war sauber, von guter Qualität und passte ihr sogar. Um die Taille war es etwas weit, aber dafür brauchte sie nicht zu Nadel und Faden zu greifen, die Schürze würde es in Form bringen.

Sie war gerade dabei, die breiten Bänder über ihre Schultern zu legen, als die Tür ohne Ankündigung aufgerissen wurde. Empört, weil der Eindringling nicht angeklopft hatte, öffnete Klara den Mund, doch Frieda, das erste Hausmädchen, kam ihr mit einer wütenden Frage zuvor:

»Was treibst du denn, Meta?« Die Arme in die Seiten gestemmt, betrachtete Frieda die durchaus gemütliche Szene mit tadelndem Blick. Sie war nur mittelgroß, wirkte aber wie ein doppelt so großer und breiter Despot. Frieda war nicht mehr so jung wie Meta und Klara, wahrscheinlich schon Mitte oder Ende zwanzig, eine alte Jungfer womöglich, die diesem Haus erhalten bleiben mochte, bis sie eine Medaille für ihr zwanzigjähriges oder noch längeres Dienstverhältnis bekäme. »Was sind das für neue Moden? Lümmelst zur Arbeitszeit auf dem Bett und schwatzt.«

»Ich habe nur ...«, hob Meta an und sprang auf die Füße. »Ich habe der Neuen ... Klara hat mich mit ihren Fragen aufgehalten ... Ich kann nichts dafür ... sie wollte mich nicht gehen lassen ...«

Klara schnappte nach Luft.

»Nun komm schon«, unterbrach Frieda jeden Einwand, »das Abendessen muss aufgetragen werden. Es hat lange genug gedauert, bis sich die Herrschaften zu Tisch begeben haben, und Ida ist

verärgert, weil das Gemüse verkocht.« Sie betrachtete Klara. »Du kannst Meta beim Servieren zur Hand gehen.«

»Ist das nicht eine Hand zu viel?«, protestierte die andere, als sei sie beleidigt, weil Klara in ihren Bereich eindrang.

»Sei froh, dass du nicht alles alleine zu machen brauchst. Also, los, los, wir dürfen die Herrschaften nicht warten lassen!«

6

Jedes Mal, wenn sie von München nach Hause oder wieder zurück fuhr, kam es Nele vor, als ginge sie auf Weltreise. Die Fahrt mit dem Zug dauerte fast vierzehn Stunden, was an sich nicht viel war, wenn man bedachte, wie beschwerlich die Reise mit einem anderen Verkehrsmittel sein würde. Glücklicherweise musste Nele auch nur einmal – in Bebra – umsteigen, aber spätestens auf der letzten Etappe von Hannover über Bremen nach Hamburg fühlte sie sich, als würde sie nie ankommen.

Sie hatte zu viel und zu lange gelesen, so dass ihre Augen brannten. Verstohlen hinter ihren Händen gähnend blickte sie durch das Fenster ihres Zweite-Klasse-Abteils auf die vorbeiziehende Landschaft. Ein Teppich aus rotblauen Erikablüten wechselte sich mit Äckern und grünen Wiesen ab, auf denen Schafe im Schatten einer Windmühle grasten. Dicht belaubter Wacholder begrenzte die Weide, die hellgrünen Blätter bildeten einen schönen Kontrast zum lichtblauen Himmel dieses späten Herbstnachmittags. Es war die typische Szenerie der Heide, jener Gegend, in die Nele früher mit ihren Schwestern zur Sommerfrische geschickt wurde, wenn die Familie nicht in Westerland auf Sylt, auf Helgoland oder in Travemünde an der Ostsee die Ferien verbrachte. Wehmut erfasste sie angesichts dieser stillen Betrachtung, eine unbestimmte Sehnsucht nach den heiteren, sorglosen Tagen ihrer Kindheit machte sich breit.

Der frühe Tod ihrer Mutter setzte ihr in der Rückschau weitaus mehr zu, als es damals der Fall gewesen war. Nele war drei Jahre, Lavinia zwölf Monate alt, als die zarte Frau Dornhain gegen den Rat des Arztes und der Hebamme noch einmal schwanger geworden war. Erst viel später hatte Nele durch Ellinor davon erfahren, die damals selbst erst fünf und kaum in der Lage gewesen war, die Umstände zu begreifen. Doch irgendwann waren Ellinors bohrende Fragen von der Großmutter beantwortet worden. Bis dahin hieß es: »Deine Mama ist mit deinem Schwesterchen bei den Engeln«, und Nele war durchaus eifersüchtig auf das tote Kind gewesen, weil das bei der Mutter sein durfte und sie nicht. Zugegebenermaßen hatte sie jedoch nie viel Mütterlichkeit erfahren. Geborgenheit, Liebe und Wärme gab ihr die Gouvernante, und als diese das Haus verließ, erschien der kleinen Nele der Verlust weitaus größer. Bis heute wusste sie nicht, warum Adele damals gegangen war. Doch auch dieser Schmerz verflog irgendwann, schon lange hatte sie nicht mehr an die liebevolle Person gedacht, die ihre frühen Jahre begleitete. Seltsam, dass sie sich ausgerechnet jetzt daran erinnerte, während sie überlegte, wie sie Lavinia eine angeblich große Liebe ausreden sollte.

Ein fremdes Gesicht schob sich vor Neles Gedanken. Das Antlitz des Herrn auf dem Sitz gegenüber spiegelte sich im Abteufenster. Ein kantiges, scharf geschnittenes Gesicht mit Lachfältchen an den blauen Augen und einem weichen Mund, der von dem dunklen Schnauzbart halb verdeckt wurde. Das braune Haar fiel dem Unbekannten in die Stirn, als er sich wieder über die aufgeschlagene Zeitung neigte.

Was für ein attraktiver Mann!, dachte Nele.

Ihr Blick wanderte über die Reflektion, obwohl sie bereits in Hannover, wo er zugestiegen war, seinen Habitus registriert hatte. Er war vorbildlich gekleidet in einen grau melierten Anzug mit nur knöchellanger Hose über ebenfalls grauen Gamaschen –

ganz Herr auf großer Fahrt. Und dabei im besten Alter, Mitte oder Ende zwanzig. Modisch, ohne deplatziert zu wirken. Nicht so wie Francis Bellows, Neles neue Eroberung in München.

Unwillkürlich schmunzelte sie. Im selben Moment fing sie den leicht amüsierten Blick ihres Mitreisenden auf.

Er hatte den Kopf von der Zeitung gehoben, aber statt die dahinfliegende Landschaft zu bewundern, betrachtete er seinerseits unverblümt ihr Spiegelbild.

Was hatte er nur so zu schauen? Es gehörte sich nicht, fremde Leute anzustarren. Außerdem sah sie nicht einmal sonderlich gut aus, fand Nele. Man merkte ihr die Strapazen der langen Reise an: Ihr Gesicht wirkte nicht schmal, sondern eingefallen, ihre sonst strahlenden meerblauen Augen blickten matt, und ihr honigblondes Haar löste sich allmählich aus den Spangen, mit denen sie den Schnitt zu kaschieren versuchte. Sie trug eine hochgeschlossene, weiße Spitzenbluse und einen dunkelblauen Glockenrock und sah darin wie ein Schulmädel aus, das – für den Beobachter sicher unverständlich – ohne Gouvernante oder sonstige Aufsichtsperson reiste. Nele wurde meistens jünger als zwanzig Jahre geschätzt, und ganz besonders dann, wenn sie eigentlich keinen großen Wert auf ihr Äußeres legte.

Ihre Augen begegneten denen ihres unbekanntenen Reisegefährten. Er faltete lächelnd die Zeitung zusammen und legte das Blatt neben sich.

Glühende Röte stieg ihr in die Wangen. Es war ihr peinlich, weil sie sich ertappt fühlte.

Nele hielt sich hektisch das Buch vors Gesicht, das sie zuvor auf ihre Knie hatte sinken lassen. Sie hoffte, der junge Mann in dem Sitz ihr gegenüber werde begreifen, dass sie nicht ihn angesehen hatte, sondern in Gedanken abgeschweift war, um die Lektüre geistig zu verarbeiten. Scheinbar interessiert starrte sie auf die aufgeschlagene Seite ...

»Sie halten das Buch verkehrt herum.«

Vor Schreck fiel ihr der Band aus der Hand. Polternd landete er auf dem für die zweite Klasse typischen Holzboden.

Unwillkürlich bückte sich Nele ...

Ihr Mitreisender tat es ihr gleich ...

»Aua!«

»Autsch!«

Sich die Stirn reibend wich Nele zurück.

Er klang nicht besonders freundlich, während er sich aufrichtete: »Mit Verlaub, mein Fräulein: Sie haben einen ganz schönen Dickschädel.«

»Danke. Sie auch.«

Einen Moment lang sahen sie sich fast feindselig an.

Das Lächeln war aus seinem Gesicht gewichen, doch plötzlich trat wieder ein leichtes Funkeln in seine Augen. Belustigte ihn ihr Mangel an guten Manieren? Natürlich hätte sie sich die pampige Antwort verkneifen sollen, sie war ihr mehr oder weniger automatisch über die Lippen gekommen.

Er wies auf das Buch, das noch immer auf dem Fußboden lag.
»Darf ich?«

Als sie stumm nickte, hob er es auf.

»Sie lesen Gedichte von Else Lasker-Schüler?«, fragte er verblüfft, nachdem er einen Blick auf den Einband geworfen hatte.

»Ja«, gab sie einsilbig zurück. Es war ihr unangenehm, von diesem Fremden bei einer Lektüre ertappt worden zu sein, die nicht den albernen Romanen entsprach, die man den Frauen ihrer Generation gemeinhin empfahl. Mit ihren Münchner Freunden konnte sie stundenlang über die vom konservativen Bürgertum als skandalös bezeichneten Werke diskutieren. Mit einer Zufallsbekanntschaft hatte sie dies jedoch ebenso wenig vor wie mit ihrer Großmutter.

»Beeindruckend«, erwiderte er ernst und klang dabei, als im-

poniere ihm ihr Geschmack tatsächlich. »Ich bin noch keiner jungen Dame begegnet, die sich für den literarischen Expressionismus interessiert.«

»Dann sollten Sie es auch dabei belassen«, erwiderte sie brüsk, beugte sich vor und entriss ihm den Gedichtband. Das Buch verschwand in ihrer Tasche, die auf dem freien Sitz neben ihr stand.

»Schade«, er schenkte ihr wieder dieses umwerfende Lächeln.

Offenbar war dieses eine Wort als Aufforderung gemeint. Nele überlegte, dass eine Unterhaltung recht abwechslungsreich wäre. Ein Gespräch zwischen zwei Fremden, Reisegefährten, die sich über Banalitäten austauschten. Das half, die Zeit totzuschlagen. Aber irgendwie war ihr der junge Mann, der zufällig herausgefunden hatte, dass sie Gedichte von Else Lasker-Schüler las, und die Autorin anscheinend sogar kannte, ein wenig unheimlich.

Um der angelegentlichen Plauderei auszuweichen, sah sie wieder aus dem Fenster. Rauchschwaden trieben wie Nebelfelder vorbei und hüllten die Landschaft ein. Auch ohne Bäume, Gärten, Industrieschlote und die sich verdichtende Backsteinbebauung zu erkennen, wusste Nele, dass der Zugführer gleich die Geschwindigkeit zurücknehmen würde, um in den Centralbahnhof von Bremen einzufahren. Sie war die Strecke von München nach Hamburg inzwischen so oft gefahren, dass sie die Haltestellen hätte aufsagen können wie das kleine Einmaleins.

»Reisen Sie nach Hamburg?«, erkundigte sich Neles Gegenüber. »Falls ja, würde ich Ihnen gerne eine Erfrischung besorgen, sobald wir halten.«

Nele schüttelte den Kopf. »Vielen Dank. Das ist nicht nötig. Wir sind ja bald da. Zum Abendessen komme ich zu spät, aber es bleibt bestimmt noch etwas übrig für mich.«

»Aha. Dann wohnen Sie auch in Hamburg ...?«

»Nein. Ich lebe in München und statte meiner Familie in Hamburg nur einen kurzen Besuch ab.«

Sein Blick glitt zu ihren Händen. Suchte er einen Ehering? Natürlich. Warum sollte eine junge Frau so weit von der Heimat leben? Entweder um eine Dienststelle anzutreten oder wegen einer Heirat. Wofür mochte er sie wohl halten? Für eine Lehrerin war sie noch zu jung; dachte er womöglich, sie wäre eine Gouvernante? Ihre eigenen Kindermädchen und Erzieherinnen waren – mit Ausnahme von Adele – stets altjüngferliche, wenig attraktive Fräulein gewesen.

»Ein Familienbesuch ist nett«, bemerkte der Fremde leutselig. »Ich war in Hannover bei meinem alten Professor am Polytechnikum. Der ist fast so etwas wie ein Vater für mich. Wir sind natürlich nicht blutsverwandt, aber eine tiefe Seelenverwandtschaft verbindet mich mit meinem Mentor.«

»Wie schön«, murmelte sie. »Wenn Sie in Hamburg zu Hause sind, haben Sie es nicht so weit.«

»In der Tat. Nach München ist es bestimmt eine Weltreise, nicht wahr?«

Schon wieder fühlte sie sich ertappt. Konnte der unbekannt-
te junge Mann ihre Gedanken lesen? Als sich ihre Blicke vorhin in der Spiegelung des Fensters begegnet waren, hatte sie an die Entfernung zwischen ihrem Zuhause und ihrem Studienort gedacht und diese Vokabel verwendet. Dabei war es natürlich keine Weltreise im herkömmlichen Sinn. Das erklärte sie ihm in freundlich-bestimmtem Konversationston – und setzte eine Frage an den Schlusspunkt ihrer Antwort: »Wussten Sie, dass man die Bahnstrecke von Hannover nach Bremen ›Amerikalinie‹ nennt?«

»Nein. Ich dachte, das wäre die Kaiserlinie, weil Seine Majestät, von Berlin kommend, oftmals diesen Weg zu den Marinestützpunkten an der Nordsee nimmt. Warum ist es die Amerikalinie?«

»Es gibt einen Kurswagen nach Bremerhaven, den die Aus-

wanderer in die Neue Welt nehmen. Die sind dann erst richtig auf Weltreise.«

Und jeden Mittwoch trifft sich mein Vater mit dem Direktor der Hapag, der größten Hamburger Reederei für den Passagierdienst im Überseeverkehr, in seinem Klub nahe der Börse zum Mittagessen, fügte sie in Gedanken hinzu, dann beschwerten sich beide über die Konkurrenz des Norddeutschen Lloyd aus Bremen. Doch das erzählte sie ihrem Reisegefährten nicht. Glücklicherweise fragte er auch nicht, woher sie ihre Kenntnis nahm.

»So weit fortzugehen ist sicher ein schwerer Entschluss«, sinnierte er.

»Ja, das ist es wohl.«

»Nach München zu ziehen war bestimmt auch nicht einfach.«

»Keineswegs«, entfuhr es ihr, bevor sie sich darüber klar wurde, dass sie sich nun doch auf eine Unterhaltung einließ. »Es war mein ausdrücklicher Wunsch.«

Ihr Gegenüber schwieg und lehnte sich erwartungsvoll in seinem Sitz zurück. Als sie nichts sagte, schlug er – sich offensichtlich in Geduld fassend – ein Bein über das andere und ließ sie nicht aus den Augen.

Nele zögerte. Ihr Leben ging diesen Fremden nichts an, und eigentlich sollte sie lieber den Mund halten. Aber plötzlich war ihre Neugier stärker als ihre Zurückhaltung. Wahrscheinlich stieß sie ihn mit der Wahrheit über ihre Beschäftigung sogar vor den Kopf – und dann wäre die Unterhaltung sowieso ein für alle Mal beendet. Andererseits würde sie ihn nach ihrer Ankunft in Hamburg niemals wiedersehen, und jetzt brannte sie darauf, seine Reaktion zu erfahren.

»Ich besuche eine Kunstschule in München und möchte Grafikerin werden.«

Er starrte sie verblüfft an, doch dann piffte er ebenso leise wie anerkennend durch die Zähne. »Daher das Interesse am Expres-

sionismus.« Er sagte nicht, dass die bildende Kunst eine *schöne Beschäftigung für eine junge Frau* sei, was ihn für Nele einnahm. »Mein Wissen steckt noch in den Anfängen: Ich habe erst kürzlich die Wochenschrift für Kultur und die Künste entdeckt. Seitdem bin ich ein großer Anhänger des *Sturm*.«

Dafür sehen Sie zu bürgerlich aus, dachte Nele. Doch natürlich sagte sie ihm das nicht. Sie antwortete auch nicht, dass sie außerhalb ihres Freundeskreises in München keine Menschenseele mit Interesse an der Zeitschrift *Der Sturm* kannte. Ihre Großmutter wäre sogar empört über diese Lektüre. Aber auch der Fremde war ja nach eigener Aussage noch keiner jungen Dame begegnet, die expressionistische Literatur las. Touché, fuhr es ihr durch den Kopf.

»Die Essays über moderne Kunst und Kultur sind sehr ansprechend, nicht wahr?«

Seine Augen sandten Funken in die ihren.

»O ja, unbedingt. Aber auch die Bebilderung ist vortrefflich. Ich sah in der Zeitschrift neulich Zeichnungen von John Jack Vrieslander, dessen Illustrationen ich bereits anderswo bewunderte. Kennen Sie diesen Maler?«

»Selbstverständlich. Vrieslander gehörte zu den Gründern der neuen Schule in der Künstlerkolonie Dachau bei München. Wie so viele aus diesem Kreis zog es ihn vor einigen Jahren nach Paris ...«

Nie zuvor war Nele eine Eisenbahnfahrt so kurzweilig erschienen. Sie plauderte mit ihrem Reisegefährten über moderne Malerei und ihre Kommilitonen, die es über die Grenzen Münchens bereits zu einiger Berühmtheit gebracht hatten. Sie sprachen über Orte wie Paris und Florenz, wo das Studium für Nele ein Traum war, den andere Malweiber allerdings schon erleben durften. Dabei erwies sich Neles Zufallsbekanntschaft als ausgesprochen feinsinnig, fachkundig und sehr interessiert.

Als die sich im Abendlicht schwarz vor einem perlgrauen Himmel abzeichnenden Elbbrücken in Sicht kamen, bedauerte Nele aus ganzem Herzen ihre baldige Ankunft. Am liebsten hätte sie schneller gesprochen, um die verbleibende Zeit zu nutzen. Doch stattdessen brach sie ab und versank in tiefem Schweigen, das sowohl Verlegenheit als auch Bedauern ausdrückte. Genau genommen war es ihr plötzlich vor allem peinlich, dass sie sich so leidenschaftlich mit einem wildfremden Menschen über ihr liebstes Thema ausgetauscht hatte.

Der Zug ratterte über die Norder- und Süderelbe und unter den gewaltigen Stahlbögen der Eisenbahnbrücke hindurch.

Ihr Gegenüber hatte seine Aufmerksamkeit inzwischen von ihr fort und dem Ausblick zugewandt. »Ist das nicht eine herrliche Konstruktion?!«, schwärmte er, sah kurz zu ihr hin und wieder nach draußen. »Man mag es kaum glauben, aber die ersten Zeichnungen dieser Struktur stammten von Leonardo da Vinci. Der war seiner Zeit damals ganz schön voraus.«

»Gewiss«, murmelte Nele.

»Das sind *Fischbauchträger*.«

Nele lachte. »Sie können mir alles erzählen. Ich habe keine Ahnung von Bauwerken.«

»Aber ich«, versetzte er grinsend. »Ich bin Architekt.«

Menschen, die Häuser entwarfen, hatten Nele beeindruckt, seit sie ein kleines Mädchen war, dessen Gebäude aus Bauklötzen regelmäßig zusammenbrachen. Vor diesem Beruf hatte sie ebenso großen Respekt wie etwa vor Medizinern, obwohl ihre Großmutter versucht hatte, den Enkelinnen den Unterschied zwischen *Herren* und *Männern* schon beizeiten einzuprägen. Herren waren die Mitglieder der Hamburger Kaufmannschaft, Männer die Vertreter aller freien Berufe, lediglich Juristen nahmen eine Sonderfunktion irgendwo in der Mitte ein. Auf Männer sahen die Töchter eines Herrn selbstverständlich herab. Allerdings waren

